

Von der Verteidigung in die Vollen – aber wohin?

Südtirol zwischen Selbstüberschätzung und neuen Herausforderungen

Im Auftrag der Urania Kaltern, Kaltern, März 2008

Von der Vergangenheit in die Zukunft – ich werde diese gedankliche Reise von drei Feldern, von drei Bahnhöfen aus angehen, die ich dann in einem Zielbahnhof, in einem vierten Feld zusammenzuführen versuche.

Diese Felder wären:

- Autonomiegeschichte – Minderheitenentwicklung: Wo kommen wir her, welche Leitkulturen haben uns geführt, welche Risiken gab es, gib wo stehen wir, wo könnte es hingehen
- Wirtschaft und Soziales
- Kultur und Identität

Und das vierte Feld, in das mein Referat einmünden sollte, wären das G-Feld, der G-Punkt sozusagen meiner Überlegungen: Grenzen – Globalisierung, denn vor dieser Herausforderung stehen wir, sind eingeklemmt zwischen Grenzen, sind ausgesetzt einer alles auflösenden, weltweiten Veränderung. Irgendwie war der berühmte Satz des Dichters Norbert C. Kaser – rückwärts geht's nimmer und vor dem Vorwärts graut uns – prophetisch oder auch nur einfach feinfühlig, weil vielleicht jede Generation – und in Südtirol speziell – vor diese Wachstumsaufgabe gestellt ist – nach vorne zu müssen, obwohl man oft am liebsten zurückweichen möchte, in die traute Vergangenheit, in die glorreichen Zeiten, an Mutters Schürze. Individuelle und kollektive Wünsche dieser Art – Regressionswünsche nennt man sie in der Psychoanalyse – spielen da oft zusammen. Das ist am leichtesten nachvollziehbar, wenn wir überlegen, wie wir von den Kriegs- und Mordnachrichten uns erholen durch Weiterzappen zu Traumschiff oder zu einem Rosemund Pilcher-Melodram und vielleicht, wir Männer, mit einer Bierflasche daneben, an der wir wieder nuckeln dürfen. Vor dem was belastend oder auch nur anstrengend oder ungewiss ist wie die Herausforderungen der Zukunft weichen wir zu gern zurück zum vermeintlich Besseren von früher. Der Konservatismus hat hier seine Wurzeln.

Die Autonomiegeschichte lässt man in Südtirol – je nach politischem Hintergrund – gern mit 1919 beginnen oder mit dem Faschismus oder mit dem Neubeginn nach dem zweiten Weltkrieg oder mit Sigmundskron 1957 oder mit der Paketdebatte 1969 oder mit dem Neuen Autonomiestatut von 1972 oder meinerwegen gar mit der landeserschütternden Zeitenwende bei der Übergabe von Landesvater Magnago an Sonnenkönig Luis Durnwalder.

Ich lasse sie viel früher beginnen, wobei jeder Beginn zweifelhaft ist und es immer ein Früher gäbe, etwa die ersten frühen Risse in der habsburgischen Kronregion Tirol, im europäischen Revolutionsjahr 1848, als das italienische

Trentino angesteckt wurde von der damals auch stark national ausgerichteten liberalen Freiheitsidee, während das deutschsprachige Tirol zusammensackte und in den geforderten und vorübergehend errungenen Freiheiten eine Bedrohung all seiner Werte, ja seiner Leitkultur sah, die in der Formel für Gott, Kaiser und Vaterland absolute Maßstäbe setzte. Das Knirschen zwischen Welsch- und Deutschtirol, das spätestens von da an rumort, steigert sich zu einer unerträglichen Spannung nach 1900, führt zu gegenseitigen Übergriffen, zu nationalen Provokationswanderungen von Deutsch- nach Welschtirol und umgekehrt.. Die Trentiner genießen zwar die multikulturelle Großzügigkeit Altösterreichs, haben ihre eigenen Beamten, haben ihre Amtssprache, aber es beginnt ein Drangsalieren – etwa in der Verweigerung einer eigenen Universität, in zermürbenden Autonomieverhandlungen, die zu einem kläglichen Ergebnis führen, das dann auch noch vom ausbrechenden Weltkrieg zunichte gemacht wird. Im Trentino jener Zeit gab es zwei Persönlichkeiten, die ich herausgreifen möchte, weil sie auf ihre Weise einen Schatten auf die künftige Entwicklung des Tiroler Raums werfen werden. Der eine ist recht bekannt hierzulande, Alcide Degasperi: Er gehörte zu den klerikalen, später christdemokratischen Kreisen, gehörte zu den österreichfreundlichen (austriacanti) oder zumindest zu jenen, die sich mit Österreich aus Klugheit oder Opportunismus nicht anlegen wollten. Der andere war Cesare Battisti, Sozialist und Irredentist, wir könnten sagen ein Freiheitskämpfer des Trentino. Als Italien in den Krieg eintrat, schlug er sich auf die Seite der Italiener, kämpfte für ein italienisches Trentino, nicht aber – und dies ausdrücklich – für ein italienisches Südtirol; er wurde gefangenengenommen und nicht wie ein Kriegsgefangener behandelt, der Schonung verdient hätte, nicht einmal wie ein Hochverräter, der mit der Kugel hingerichtet worden wäre, sondern wie ein gemeiner Überläufer – er wurde gehenkt. Es gibt ein Foto unmittelbar nach der Hinrichtung, bei dem Battisti im Strick zusammengesunken ist und daneben die österreichischen Beamten stolz und der Henker grinsend Parade stehen. Degasperi und Battisti waren beide Trentiner Abgeordnete im österreichischen Reichsrat. Bei der Wiederaufnahme der Parlamentstätigkeit führte Degasperi Protokoll und listete Battisti ungerührt unter jenen Abgeordneten auf, deren Mandat durch Richterspruch verfallen sei – ohne ein Wort des Beklagens, des Protestes.

Warum spreche ich von diesen Persönlichkeiten, von diesen Vorfällen? Weil sie zu jener Geschichte dazugehören, die wir wie eine Litanei herunterzuleiern gelernt haben: Anschluss Südtirols an Italien, Teilung Tirols, Faschismus, weitere Entrechtung im demokratischen Italien durch Degasperis historischen Trick, die Südtiroler Autonomie auch auf das Trentino auszudehnen und uns dadurch unter italienische Mehrheit zu stellen. Das ist die Südtiroler Opfergeschichte, die wir einverleibt haben: Sie wäre um einiges würdiger, wenn es bei uns hier eine akzentuiertere Solidarität für das Trentino unter Österreich gegeben hätte, eine Würdigung jener Kräfte, die – wie wir – um Freiheit und Autonomie kämpften, aber – wie Battisti – dies nicht um den Preis, anderen ihre Freiheit, ihre Autonomie zu nehmen.

Die Südtiroler Autonomietradition trägt an diesem Schatten: sie zehrt von einer ungemainen Nabelschau und entbehrt dieses Blicks auf die Minderheitsposition

der anderen. Österreich hat, mit seiner blinden und zynischen Militärgerichtsbarkeit, jenen Battisti hingerichtet, der eine sozialistische – letztlich eine sozialdemokratische Autonomietradition – begründen hätte können, die sich um diesen Blick auf die Minderheitsposition der anderen bemüht. Unsere Autonomietradition hat dieselbe Wurzel wie jene Degasperis, der zu überleben verstand: sie mogelt sich durch, schaut auf die eigenen Rechte und ordnet diesen die Rechte der anderen unter – es ist eine konservative Minderheitenposition, knüpft an eine – da wären wir bei der Regression – verklärte beschönigte Vergangenheit an und ist in der Gegenwart nicht fähig, den Schatten zu sehen, den sie wirft. So ehrenhaft das politische Ringen der Südtiroler war, als ihnen wirklich Rechte aberkannt wurden – die Katakombenschulen unter dem Faschismus, der politische und auch der gewaltsame Autonomiekampf in den 1950er, 1960er Jahren –, so wichtig scheint mir das Mithineinnehmen des Schattens in diese Geschichte: die Vorenthaltung von Solidarität im Trentiner Autonomieringen, die sich umgedreht hat zur Gängelung der Südtiroler unter der Regionalautonomie mit dem Trentino, das unterschlagene Mitgefühl für einen Cesare Battisti, das sich umgedreht hat in die Jagd einer demokratischen Staatspolizei auf unsere Attentäter bis hin zu Folter und zum gezielten Mord. Wenn wir die unseren Freiheitskämpfer nennen, dürfen wir das den anderen nicht verwehren.

Für die Leitkultur unserer Autonomiepolitik stellt sich da die Hauptaufgabe: uns aus der Nabelschau etwas herauszunehmen, die Ränder unserer Welt mit in den Blick zu nehmen, zu erkennen, dass eine Minderheit immer auch Mehrheit ist und immer auch andere, noch kleinere, noch schwächere Minderheiten unter sich hat: religiöse Minderheiten, mit denen in Tirol nie glimpflich umgegangen wurde (auch das ein Hinweis auf diesen nur auf sich zentrierten Minderheitengedanken), sexuelle Minderheiten, ethnische Minderheiten, territoriale Minderheiten. Hier haben wir noch ungelöste Aufgaben: Das Rebellieren der Gemeinden etwa deutet daraufhin, dass wir zwar das Musterland der Autonomie zu sein glauben, aber selbst eine Zentralmacht aufgebaut haben, die vieles in einer einzigen Behörde, das meiste beinahe in einer einzigen Hand zusammengezogen hat. Die geringe Bereitschaft, die Bürgerschaft in Entscheidungen einzubeziehen oder bei Entscheidungen mitreden zu lassen – ich glaube, das gehört zu einer Demokratie, die erneuerungsfähig sein will, mittlerweile dazu. Das wenig herzliche Verhältnis zur ladinischen Sprachgruppe, wenn sie sich nicht als deutsche ladinische Sprachgruppe gebärdet, sondern einen Eigensinn entwickelt, der ihr mindestens genauso zusteht wie uns. Die Schwierigkeit der Frau auch Platz zu machen in Politik und Wirtschaft. Die Haltung gegenüber der italienischen Sprachgruppe, die zwar Öffnungen zeigt, aber noch mit den alten Hypotheken belastet ist: es genügt eines der ethnischen Reizthemen zu berühren und die alten Feindbilder geistern wieder durch die Schlagzeilen. Das eigene Recht und das Recht des anderen in den Blick zu nehmen, das scheint mir hier der einzige Ausweg aus einem ewigen Aufrechnen und Aufschaukeln zu sein. Letztlich halten sich zwei Mythen in Schach: unser Verteidigungsmythos, der ein konservatives Autonomieleitbild immer aufs neue entwirft, und der Eroberungsmythos der italienischen Mitbürger, der es ihnen

verhindert, eine Position auf gleicher Ebene anzunehmen, weil sie den vermeintlich verdienten, privilegierten Erobererpositionen nachtrauern. Die Privilegien müssen wir nicht mehr anbieten, die gleiche Ebene, die gleiche Augenhöhe schon.

Den ändern zu sehen, als das was man selber ist: von irgendwoher gekommen, denn wir sind alle irgendwoher gekommen zu irgendeiner Zeit – das wäre die wohltuende Einstellungsänderung, die auch vieles erleichtern würde im Umgang mit den neuen Bürgerinnen und Bürgern, die nach Südtirol kommen und auch nur das wollen, was wir hier tun: nach den eigenen Wünschen und Bedürfnissen zu leben.

Zum zweiten Themenfeld: Wirtschaft und Soziales. Hier würde ich gern noch weiter zurückgreifen in die Tiroler Tradition, um von da aus Orientierung zu finden: in die Zeit der Bauernaufstände unter Josef Passler und vor allem Michael Gaismair. Wir stehen vor dem Jahr 2009, dem Gedenken an Andreas Hofer. Und ich frage mich, warum Hofer und nicht Gaismair? Die älteste Tradition des Tiroler Bauern, der sich wehrt, geht nicht auf Hofer zurück, sondern auf Gaismair. Die soziale Frage hat damals breite Schichten der Bevölkerung erfasst, es wurde sehr kompetent diskutiert, Gaismairs Entwürfe haben einen für damalige Zeit erstaunlich modernen, gleich radikal wie verantwortungsbewussten Zuschnitt. Sie brachte die Tiroler allerdings in Konflikt mit der eigenen Obrigkeit und mit der politischen Einheit. Es gibt eine gesellschaftspsychologische Theorie, derzufolge ein solcher Konflikt schwer auszuhalten ist, für den einzelnen und für das Kollektiv, sagen wir die Volksgruppe. Die nationale Frage gilt als Ventil für diesen Druck: er erlaubt es, Aufstand zu üben und im Einklang zu bleiben mit der eigenen Obrigkeit und einig zu bleiben als Bevölkerungsgruppe, wobei letzteres überall wichtig ist, die Einigkeit vor allem eine Bedingung von Gesellschaften mit einer Verteidigungskultur. Die soziale Frage könnte die Einheit gefährden, könnte einen Druck erzeugen, der eine Bevölkerung spaltet. Es gibt eine gesellschaftspsychologische Theorie, derzufolge ein solcher interner Konflikt schwer auszuhalten ist, für den einzelnen und für das Kollektiv, sagen wir die Volksgruppe. Die nationale Frage gilt als Ventil für diesen Druck: denn sie erlaubt es, Aufstand zu üben und im Einklang zu bleiben mit der eigenen Obrigkeit und einig zu bleiben als Bevölkerungsgruppe. Die Spaltung wird verschoben auf die Grenzlinie hin zum bösen Anderen, der möglichst von außen kommt oder ein unproblematisch abspaltbare, weil ohnehin störende Gruppe innerhalb einer Gesellschaft darstellt, an dieser festigt sich die nationale (früher sagte man volkliche) Zusammengehörigkeit, und Wut und Ohnmacht finden ein Ventil, das die Einheit wahrt. So rebellisch die Tiroler 1809 waren, so selbstlos, todesmutig sie sich in die Schlachten warfen, sie taten es im Einklang mit der Dreifaltigkeit der damaligen Obrigkeiten – Gott, Kaiser, Vaterland, und sie taten es ohne – zumindest sichtbar – die Einheit zu gefährden. Und wir wissen, wie schnell bei sozialem Aufbegehren die Vorwürfe immer da waren und da sind: gottlose, vaterlandslose Gesellen zu sein, die Einheit aufs Spiel zu setzen. Da spüren wir den historischen Zusammenhang von sozial und national, das eine als Ventil für das andere. Auch für die Bauernaufstände gegen Napoleon, für die Bereitschaft

so vieler Haus und Hof zu verlassen und alles zu riskieren (und viele haben viel verloren) bringen Wirtschaftshistoriker mittlerweile auch ökonomische, soziale Gründe ins Feld: die Bedrohung der Merkantilstadt Bozen durch die bayrische Handelspolitik, die desolante Lage vieler verarmender Bauern, die nichts mehr zu verlieren hatten und leicht zu motivieren waren, mit der Mistgabel in der Hand Haus und Hof zu verlassen. Diese Seite der Tiroler Geschichte ist nicht unterschlagen, aber untergeordnet und verwischt: die Tradition der Armut, der weichenden Erben, der Heimatlosigkeit von Kindsbeinen an, der Knechtschaft auf dem eigenen Hof oder auf dem Hof des Nachbarn, der Zukunftslosigkeit der meisten Töchter, wenn sie nicht nach oben heiraten konnten.

Die Eckpunkte der Südtiroler Geschichte sind: Annexion durch Italien, Faschismus, Regionalautonomie, Autonomiekampf, Paket – und immer ist die Rede von der nationalen Frage, vom Volkstumskampf, vom Überlebenskampf der Volksgruppe. Und immer war auch die soziale Frage dabei, in der einen oder anderen Form, aber immer ist sie untergeordnet. Heimat vor der Annexion 1919 war eine exklusive Sache, den Besitzenden und den Besseren vorbehalten; wer nicht nachweisen konnte, eine Familie ernähren zu können, durfte nicht einmal heiraten; die Eisenbahner aus den anderen Ländern der Donaumonarchie erhielten das Heimatrecht nicht, und 1919 war dies der Grund, warum sie alle – obwohl längst daheim hier – wieder gehen mussten: eine klein genannte, für die Betroffenen ungeheuer schmerzhaft soziale Option, völlig vergessen neben dem großen historischen nationalen Opfergang der politischen Option 1939. Die faschistische Industrialisierungspolitik hatte gewiss nationalistische Verdrängungs- bis Ausmerzungsabsichten gegenüber der deutschsprachigen Kultur im Lande, aber auch da gab es eine soziale, wirtschaftliche Realität: wer da massenhaft nach Bozen zog, kam ebenfalls aus Armut, aus Heimatlosigkeit und – von seiner Absicht her – nicht als Agent eines Systems. Diesen Heimat suchenden, Arbeit suchenden, sich ein Leben schaffen wollenden Menschen hinter dem Wort „die italienischen Massen“ zu sehen, würde helfen, aus der Position der ewigen Vorhaltung herauszukommen zu einem besseren Verstehen des anderen. Denn die Lage jener, die auf den Höfen kein Auskommen mehr fanden und ins Ausland gingen, war dieselbe wie jener, die in der Basilicata kein Auskommen fanden und mit nicht mehr als ein paar Koffern nach Bozen zogen, um in den Acciaierie zu arbeiten. Diese soziale, wirtschaftliche Zusammengehörigkeit zu erkennen, hätte die nationale Frage vielleicht etwas lindern können. Und ähnlich war es in den 1950er, 1960er Jahren: Luis Amplatz hatte, als Tagelöhner, verzweifelt Jobs gesucht, auch bei den Industriebetrieben – abgewiesen, konnte er nicht anders, als die italienischen Arbeiter dort als Feinde oder zumindest als Angehörige seines Feindes zu betrachten. Die nationale Frage macht den anderen zum Konkurrenten, wo die sozialökonomische Frage ihn zum Verbündeten machen könnte – für eine sozial gerechtere Politik. Die nationale Frage teilt uns in Einheimische und Ausheimische, die soziale, die ökonomische und die ökologische Frage könnte uns in Profiteure und Verlierer der Wohlstandsgesellschaft teilen, in solche, die dieses Land zerstören, und solche, die pflegend und schonend damit umgehen.

Das Autonomiestatut hat, vor allem durch seine finanzielle Ausstattung, aber auch üppigen Gestaltungsmöglichkeiten einiges an sozialem Ausgleich ermöglicht, wenngleich auch dieser zumindest vom Ansatz her unter einem nationalen Vorzeichen stand. Denken wir an den Proporz und an den sozialen Wohnbau, mit denen nun unter den Volksgruppen ein Aufholen der Deutschen gegenüber den Italienern ermöglicht werden sollte. Manches lässt uns stolz sein. Ich bin kein Ökonom, aber dem Land scheint es vordergründig gut zu gehen. Ein genaueres Hinsehen lässt das eine oder andere Warnsignal wahrnehmen: die sozialen Zuwendungen werden, am Wohnbau krass ersichtlich, in der Regel von den hohen Preisen regelrecht weggefressen, so dass man beinahe fragen muss, wer da eigentlich gefördert wird, die Baufirma, der Immobilienhändler oder der Wohnungssuchende. Vieles wirkt überhitzt in diesem Land und überreizt – und auch wenn alles wie geschmiert zu laufen scheint, geschmiert durch eine Subventionspolitik der offenen Hand, stellt sich doch die Frage, ob das alles immer aufrechtzuerhalten sein wird, ob das ständige Mehrhineinpumpen, auf dass mehr herauskommt, auch wirklich aufgehen kann oder aber – neben ökologischer Rücksichtslosigkeit – in einem wirtschaftlichen Desaster mündet. Unter der Hand wissen es viele, dass der Brennerbasistunnel nicht nur eine verkehrspolitische, sondern vor allem auch eine ökonomische Maßnahme ist, um der Südtiroler Wirtschaft Arbeit und Aufträge für die nächsten Jahrzehnt zu sichern, wo sonst vielleicht eine schwere Krise drohen könnte. Aus einzelnen Branchen hört man, dass viele kleine, mittelständische Betriebe das Wasser bis zum Hals haben, immer weiter gretten, indem sie sich an dieser Leiter – noch eine Subvention mehr für eine Maschine mehr für einen Auftrag mehr – hochhanteln, aber längst den Boden unter den Füßen verloren haben. Und sicher weiß man es von einer wachsenden Zahl der Bevölkerung, dass sie mit dem Reichtum im Lande nicht mehr mithalten kann, sich fürs Auto verschuldet, sich am Monatsende verschuldet, damit das Leben weitergeführt werden kann, ohne dass da so etwas wie Armut auffallen könnte. Sicher ist es keine Armut, die mit der Armut in der Welt vergleichbar ist: aber ein sich nicht mehr alles leisten können, was der Nachbar sich leisten kann, und das geht bei manchen Familien soweit, sich das Internet nicht leisten zu können, sich den Computer daheim nicht leisten zu können, es sich nicht leisten zu können, einmal im Monat auszugehen oder ein Jahresabo fürs Theater zu kaufen oder die Kinder alle neu einzukleiden oder Winter- und Sommerurlaub zu machen. Oder für Singles überhaupt Kinder zu wollen, um den Wohlstand nicht zu gefährden. Keine Armut, gewiss nicht – aber ein Nichtmehr mithalten können, das eine auseinanderklaffende Zweiklassengesellschaft zur Folge haben könnte. So viel Überhitzung und zugleich soviel soziale Zeitbombe mit einer reicher werdenden Elite und einer finanziell zunehmend eingeschränkten breiten Bevölkerungsschicht – das ist, denke ich, eine der zentralen Herausforderungen für künftige Politik, wenn wir nicht wollen, dass die Zeitbombe, die jetzt kaum hörbar tickt, nicht irgendwann laut tickt, irgendwann dann auch explodiert. Und jetzt haben wir Wahlkampf – für Rom und im Herbst dann für den Landtag. Ich frage mich, was die Themen sein werden: Unsere Autonomie, die wir verteidigen müssen, das eine oder andere Reizthema wird auftauchen oder künstlich

aufgeschaukelt werden, sei es nun Toponomastik oder die Heimatfrage oder die gemischte Schule oder etwas anderes, und dann wird es um Ausländer gehen – alles nationale Themen, denn die soziale und die wirtschaftliche Frage könnte ja bedeuten, dass wir in Konflikt mit unserer Obrigkeit – und mit unserer Einheit geraten. Und die ökologische Frage hat dazwischen sowieso wenig Konjunktur. Denn das Drama des Einheitsdruckes ist nicht, dass wir nur eine Partei haben oder de facto nur eine Zeitung haben, die zählt: das Drama ist, dass die Auseinandersetzung um Fragen, wie wir uns entwickeln wollen, wie wir das Leben gestalten wollen, tabuisiert und verlernt wird – dass dann nur politisch gebrüllt, aber nicht diskutiert wird. Der Landtag ist ein Beweisstück dafür: nicht politische Debatte, sondern Tonangeben der einen und Weghören, wenn die anderen verzweifelt die Stimme sich heißer reden. Da haben wir ganz offensichtlich ein starkes Defizit an politischer Kultur herausgebildet.

Das dritte Feld: Kultur und Identität. Mein Gott, wie wird beides beschworen in diesem Land, in beidem sind wir eigentlich Weltranglistenerste: Kulturweltmeister und Identitätsolympiasieger. Fühlen wir zunächst einmal diesen beiden Begriffen etwas auf den Puls. Kultur ist das, sind wir gewohnt zu sagen, was den Menschen ausmacht. Es ist zugleich auch das, was ihn von der Natur entfernt – alles, was nicht instinktiv geschieht, was Arbeit, Leistung, Überlegung, bewusstes und kreatives Schaffen ist, ist genauso Kultur, wie das, was wir bauen, errichten, zerstören. Diese Kultur, die unser Menschsein konstituiert, immer wieder in Einklang zu bringen mit der Natur, unserer Menschennatur und der Natur um uns herum, ist das, was wir von Vorvätern und besser noch von den Vormütern lernen könnten – beim Entwickeln unserer Lebensgestaltung nicht blind zu werden für das, was wir dabei verändern. In einem engeren Sinn ist Kultur das, was eine Gesellschaft an kreativen, wissenschaftlichen und künstlerischen Leistungen hervorbringt – und da ist Südtirol ein erstaunliches Land, wenn auch mit einer Schlagseite für geistige Kultur und einem Defizit an naturwissenschaftlich-technischer Fortentwicklung: eine ungeheuer reizvolle Spannweite von echter Volkskultur bis hin zu jenen Bereichen der Kunst, wo hineingehaut wird in das, was wir bewusst nicht mehr erfassen können. Freilich bricht auch hier die zeitgeistige Regression ein, dieses Sich-gehen-lassen auf dem Sofa und Sich-zurücktreiben lassen – dann sind wir bei der Musikantenstadtkultur oder bei der Billigschlagerunterhaltung, bei der Simulation von Leben durch die elektronischen Unterhaltungsmedien, die unsere Kinder zu Nervenbündeln machen, die nichts gestalten, sondern nur Zeit totschiessen. Da sind wir einfach im Trend. Und da kommt einer Einrichtung wie der Urania, kommt aber auch allen Bildungseinrichtungen bis hin zur Universität eine ganz bedeutende Rolle zu: das Wachhalten der Gestaltungsmöglichkeiten des Menschen, das Anbieten von solchen Gestaltungsmöglichkeiten. Was in Südtirol geschieht, ist ungeheuer viel – da herumzukritteln, wäre Selbstzweck. Die meisten Bildungsorganisationen sind offen, das Angebot ist vielfältig, und das ist gut so: nicht die Irritation durch Neues, auch nicht die Befassung mit Abweichendem und sogar mit Irrigem gefährdet den Menschen, sondern nur die Abstumpfung durch Nichtgefordertwerden, durchs alles Zueinfach bekommen,

durchs Berieseltwerden. Die Freie Universität Bozen begründet in diesem Sinne einen Neuanfang in der Tiroler Geschichte – da hat man es sich nicht einfach gemacht, hat sich nicht damit begnügt Provinz zu sein, hat Irritation riskiert, und heute gibt es Lehrveranstaltungen, wo die Professorin aus Deutschland kommt und englisch vorträgt, wo die Studierenden aus Bozen, Schlanders, Venezuela, Lettland, Schweden und Tibet kommen, alles mitten in Bozen, eine ungemeine Auffrischung, die uns erleben lassen könnte (wenn wir es wahrnehmen wollen): auch das ist Südtirol, und auch solche Ausländer gibt es, und es lässt sich gemeinsam etwas studieren, etwas aufbauen. Und was in diesen Bildungseinrichtungen geübt werden kann, werden muss ist: sich auseinanderzusetzen, zu lernen, dass es nicht Krieg oder Selbstaufgabe bedeutet, wenn ich meinen Standpunkt vertrete und zuhöre, welchen Standpunkt ein anderer hat, weil ich nur dann mir selbst Wachstum ermögliche.

Und da bin ich auch schon bei der Identität. Was ist denn das? Das ist doch eine Auswahl von all dem, was ich alles sein könnte, auf einige überschaubare, zusammenkleisterbare Elemente, die ich dann glaube zu sein oder die ich einfach nur sein will: Identität heißt Einheit. Die Vielschichtigkeit, die Widersprüchlichkeit, die Mehrdeutigkeit unseres Daseins vereinfacht und reduziert zu einem Modell von Menschen, als der ich mich dann fühle und als der ich mir mein Leben, mein Dasein, mein Handeln, meine Verantwortlichkeiten einfacher vorstellen und leichter gestalten kann. Ohne solche Modelle der Identität geht's nicht, weil wir uns verlieren würden, aber ein bisschen misstrauisch gegenüber allzu klarer Identität sollten wir immer sein, denn sie ist ein Kunstprodukt und eine Reduktion: Wir sind Südtiroler, okay. Aber was heißt das. Sind wir besser, sind wir schlechter. Was ist in diesem Südtiroler-Sein eine bequeme Annahme, dass wir die Guten sind und die anderen die Schlechten? Sind wir cooler als die Nordtiroler, weil wir eine italienische Verfeinerung haben, und anständiger als die Italiener, weil wir deutsche Ordnung kennen? Oder gibt's in diesem Südtiroler-Sein ein Ahnen, ein Wissen davon, dass Unrecht und Recht, dass auch vermeintliche Sicherheiten immer verteilt waren und sind, dass wir etwa, die heute überlegen, wie viele Ausländer wir verkraften, selbst Auswanderer waren. Mehrdeutigkeit, Ambivalenz: Es ist das Gegenteil von Entweder-Oder. Entweder ich bin Südtiroler oder ich bin ein Allerweltsmensch oder ein Ausländer oder ein Italiener oder Großtiroler oder ein Ex-und-Möchtegernwieder-Österreicher. Ambivalenz heißt: anerkennen, dass ich vielleicht dies alles oder von allem etwas bin und noch viel mehr, Herkömmling aus dem Tierreich mit Instinktverhalten, das bei Futterneid die Zivilisation abstreift, Herkömmling von Wandervölkern, die noch mit Keulen, später mit Pfeil und Bogen ihre Reviere verteidigt und ausgedehnt haben, Herkömmling von durchwandernden Völkern, von hier stationierten römischen Soldaten, von einfallenden Germanenstämmen, von südlicher oder östlicher Herkunft: alles das, was der Südtiroler heute für seine Identität hält, ist ein nicht mehr auf seine Ingredienzien zurückführbares Gemisch, und was virtuell in unsere Identität einfließt – allein, als Kind Denverclan gesehen zu haben oder mit Kriegsnachrichten aus dem Irak konfrontiert zu werden, Schnulzen zu hören oder

Oper, Nintendo-Nachmittage zu verdrücken oder Karl May zu lesen – all das ist auch ein Gemisch und nicht ein mit der Geburt mitgegebenes Südtiroler-Sein.

Zum Zielbahnhof – zum G-Punkt: Grenzen und Globalisierung. Was sind heute noch Grenzen, wenn es eine faktische, ökonomische und virtuelle Globalisierung gibt, die niemanden mehr ausnimmt. Wenn in Schweden oder Japan ein neues Gerät auf den Markt kommt, dann verändert das unser Sein. Wenn am Brenner ein Outlet-Center eröffnet wird oder in Innsbruck-City eine Baugrube von mehreren Hektars klafft, die morgen Shopping-Center sein wird, dann verändert das unsere Bewegungsströme. Wir haben in Südtirol Leute, die mit China arbeiten müssen und fassungslos zuschauen, wie sich dieser Markt verändert und wie sich die Schwerpunkte umlegen – bald werden nicht mehr die Chinesinnen uns massieren, sagte mir diese Woche erst ein kleinerer Importeur, bald massieren wir die Chinesen. Und in solcher Welt – und China ist nur ein Feld, wo die Veränderungen explodieren und die Welt verändern werden – haben wir hier unser Südtirol. Es scheint uns behaglich, es bietet einige Schutzmöglichkeiten, paradoxerweise genau deshalb, weil es letztlich das ist, was wir in unser Selbstüberschätzung gern vergessen: eine kleine unbedeutende Provinz.

Reflektieren wir ganz kurz noch einmal die Stationen, die wir bis hierher zu unserem Zielbahnhof durchgegangen sind: Autonomiegeschichte, Autonomieentwicklung, soziale Entwicklung, wirtschaftliche Entfaltung; Kultur und Identität: Das Paradigma, die Grundhaltung der Südtiroler Politik war seit jeher das Verteidigen dieses kleinen Raumes. Wir kommen aus einer Verteidigungskultur, die wir zwar ruhmreich feiern zu Andreas-Hofer, die uns aber darüber hinwegtäuscht, dass dieses Verteidigen immer auch schwere Niederlagen gekostet hat, schwere Opfer, schwere Demütigungen, auch schwere Kränkungen, dass letztlich dieses Land sich noch so tapfer wehren kann, wenn dann der Zug der größeren Geschichte darüber rollt (weil die Liberalisierungen im Kaiserreich den Tiroler Konservatismus in Frage stellten, weil der Kaiser in Wien Frieden schließt, weil die Siegermächte ihre Prinzipien dem Kuhhandel opfern, weil die EU-Entwicklung immer weniger Extrawürste erlaubt, weil der Transit uns überrollt, ob wir wollen oder nicht, weil der virtuell versprühte Zeitgeist keine Grenzen einhält, auch keine Sprach- und Kulturgrenzen). Wir haben in den vergangenen Jahrzehnten gespürt, man könnte sagen mit der Ära Luis, dass es eine große Lust, ein Bedürfnis gibt, diese Verteidigungshaltung abzulegen und in die vollen zu gehen. Das ist ein klarer Einschnitt: die auf Vorsicht bedachte, um jeden Beistrich kämpfende Autonomiepolitik Magnagos, das Regieren mit Schulterklopfen und offener Hand eines Luis Durnwalders. Das Öffnen gegenüber der italienischen Sprachgruppe gehört genauso dazu wie das Verräumen urbanistischer Einschränkungen wie das Lockern von Handelsregelungen wie das aggressivere Wirtschaften, wie das lockern von sozialen Schutzmaßnahmen, wie das Verräumen von moralischen Barrieren in Fragen von Religion, aber auch von Kultur und Bildung und Kunst, im Guten wie im Bösen. Aber Achtung: Das Verteidigen ist hier über Jahrhunderte gewachsen, hat wohl damit zu tun, dass viele eben doch Heimat hatten und damit etwas zu

verteidigen, dass es vielen genügte, zu bewahren, was sie haben, dass sie nicht aufbrechen mussten zu Eroberungskriegen, sondern lediglich den Landsturm einberufen zur Landesverteidigung. Auch dass es hier nie Leibeigene gab, mag damit zu tun haben. Aber noch einmal Achtung: Das andere war immer auch schon da: die Knechtschaft auf dem eigenen Hof oder jenem des Nachbarn, die vielleicht einen Rest von Würde beließ im Vergleich zur Leibeigenschaft, aber letztlich nicht viel anders war – Schuftten, sich den Rücken und die Zähne kaputt leben für eine Suppe am Tag, für ein paar Schuhe und im Jahr. Und genauso war das Aufbrechen da, um anderswo Heimat zu finden. Es war nur nicht Leitkultur, Landeskultur. Wenn wir jetzt von der Alternativen stehen: Verteidigungskultur wieder aufnehmen oder weiter in die vollen, dann müssen wir nur diesen verschatteten Seiten der Geschichte betrachten und wir wissen: Die Alternative gibt es gar nicht, es gibt ein Wahrnehmen von Möglichkeiten und das bewusste Pendeln dazwischen: Verteidigen was gut war und gut sein kann auch in Zukunft, Zulassen, was an Veränderung nötig oder unvermeidlich ist, um es im Zulassen vielleicht anpassen zu können auf die eigenen Bedürfnisse. Das bedingt nichts anders als möglichst bewusstes, sich bewusstmachendes, um Bewusstsein mühendes ständiges Sichumschauen, Abwägen, in Erinnerung rufen des Verschatteten: das schützt vor der Überheblichkeit des Südtiroler-Seins (mir sein mir, mir sein Stärker als die Stier), aber es ermutigt auch, den Herausforderungen entgegenzutreten: in dem, was unsere Autonomiepolitik an Schutz und Öffnungen bedarf, in dem was, was wir in der Wirtschafts- und Sozialpolitik an Überhitzung und an drohender Verarmung breiter Bevölkerungsschichten wahrnehmen müssen, damit wir nicht nur die toll laufende Wirtschaft sehen sondern auch jene, die rausgeworfen werden von dieser Wohlstandsmaschine, was wir in Kultur und Identität ruhig einzäunen können um uns wohlfühlen, aber was wir hereinlassen müssen um nicht zu ersticken, was wir an Abgrenzung brauchen und was an Grenzöffnung, an Zugehörigkeiten zu größeren Räumen, zu Tirol, zum größeren österreichischen und deutschsprachigen Raum, zum Trentino, zum italienischen Raum und überhaupt: zu Europa und zur Welt, von der wir nicht glauben, dass wir sie aussperren können, weder in ihrer virtuellen Form noch in jener des Ausländers, der hier leben möchte, von der aber auch immer wieder Ermutigung und Entwicklung unser kleines Land erreicht hat.